

# **Im Aufwind der Macht**

Roman

SALON *Literatur*VERLAG

1. Auflage März 2021

Copyright 2021 by SALON *Literatur*VERLAG

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil  
des Werkes darf in irgendeiner Form  
ohne Genehmigung des Verlags  
reproduziert, vervielfältigt oder  
verbreitet werden.

Lektorat: SALON *Literatur*VERLAG

Bild: *Schlacht von Borodino, 7. Sept. 1812*. Albrecht Adam

Titelgestaltung: Fa-Ro Marketing GmbH

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Germany

Gesetzt mit Cambria.

SALON *Literatur*VERLAG

80634 München

Volkartstraße 2c

[www.SalonLiteraturVerlag.de](http://www.SalonLiteraturVerlag.de)

E-Mail: [info@SALONLiteraturVERLAG.de](mailto:info@SALONLiteraturVERLAG.de)

ISBN 978-3-947404-23-0



## **Wolfgang David**

Jahrgang 1948. Studium der Kulturwissenschaften und Soziologie an der Universität Leipzig, danach Forschungsstudium mit Promotion. Anschließend Lehrtätigkeit an Universitäten in Berlin und Bratislava sowie der Hochschule für Bildende Künste Dresden. Zwischendurch Museumsdirektor. Lebt in Dresden. Ab 1983 freier Autor, vor allem Romane und Kulturpublizistik. Zuletzt erschienen die historischen Romane *Brennaburg* und *Der bleiche Tod der Sarazenen*.

WOLFGANG DAVID  
IM AUFWIND DER  
MACHT

Roman

SALON *Literatur*VERLAG



# VORSPIEL AM FLUSS

**S**oeben noch war der Kaiser auf und ab gelaufen, angetan mit einem weißen Nachrock und einem bunten Seidenschal um den Kopf, den ihm Roustam, sein ägyptisches Faktotum, wie einen Turban binden musste. Hatte Denis, dem Geheimsekretär, Wörter zugebellt, die dieser in Kurzschrift notierte, um sie nach dem Diktat in eine lesbare Form zu bringen. Auf einmal Stille. Den Kaffee hatte Napoleon bereits am Abend genommen, weswegen man hoffen durfte, nun einige Stunden schlafen zu können. Und tatsächlich verließ Denis bald darauf das Arbeitszelt. Roustam würde jetzt die drei Dutzend Kerzen löschen, dem Kaiser ins Wohnzelt folgen und ihm beim Entkleiden helfen. Danach würde das Schnarchen zahlloser Männer die anderen Geräusche der Nacht übertönen.

„Alle Aufstehen! Wagen ... Pferde!“

Napoleon schrie, als könne sein Geduldsfaden jeden Moment reißen. Wie so oft hatte er niemanden eingeweiht, daher musste es nun ganz schnell gehen.

Armand de Caulaincourt, obzwar todmüde, war im Nu auf den Beinen. Als Großstallmeister\* und ständiger Begleiter des Kaisers von dessen Hang zu jähen Entschlüssen zuerst betroffen, hatte er die Uniform vorsichtshalber nur aufgeknöpft. Beflissen wie ein Lakai, dachte er, während er in die Stiefel fuhr. Wenn schon. Als Nachfahre eines pikardischen Adelsgeschlechtes, das in den Kreuzzügen gekämpft hatte, hatte er es nicht nötig, vor jedem Handgriff zu prüfen, ob er sich etwas vergab. Den Titel eines Herzogs von Vicenza ließ er sich mehr gefallen als dass er damit zu glänzen suchte. Vertrauter eines Napoleon zu sein, das war es, was zählte.

Er verließ das Zelt. Das Gebrüll seines Herrn imitierend, trieb der kaiserliche Generaladjutant Mouton Ordonnances, Pagen und sonstige Bedienstete hoch. Im Vorbeigehen rief ihm Caulaincourt die Namen derer zu, die er bei der Entourage zu sehen wünschte, und befahl, nicht nur Napoleons Wagen anzuspannen, sondern auch dessen Hengst zu satteln. Schließlich überzeugte er sich, dass die Karte, die er in seiner Brusttasche trug, so gefaltet war, dass, wenn der Kaiser nach ihr verlangte, der Blick sofort auf den Grenzabschnitt fiel, dem gegenüber man sich befand.

Im Zelt nebenan wurde leise geflücht. Caulaincourt spähte durch den Schlitz des Eingangs und musste an sich halten. Unklare Laute von sich gebend, hüpfte eine beleibte Gestalt in Marschallsuniform umher, bemüht, das zweite Bein in die Hose zu fädeln. Louis Alexandre Berthier, Chef des Großen Generalstabs, galt als Napoleons Gedächtnis. Wünschte der etwa zu wissen, wo eine bestimmte Division in Spanien gestanden hatte oder welchen Vasallen man mit welchem Orden beglücken konnte, wandte er sich an den Fürsten von Neuchâtel und Wagram, wie sich Berthier nicht ungern anreden ließ.



Bei dem, was anstand, eine Inspektion der russischen Grenze, war er eigentlich entbehrlich, und Caulaincourt hätte dem fast Sechzigjährigen einige Stunden Schlaf durchaus gegönnt. Doch da war nichts zu machen. Napoleon wollte auf seine *Enzyklopädie*, wie er ihn scherzhaft nannte, nicht einmal während der Mahlzeiten verzichten. Fragen hatte der Alte umgehend zu beantworten, selbst wenn ihm dabei das Essen aus dem Mund fiel. Seine Leidenschaft war phänomenal. Als er einmal einen Hieb mit der Feuerzange einstecken musste, wehrte er mitfühlende Äußerungen mit der Bemerkung ab, Schläge des Kaisers entehrten nicht. Wie alle, die Napoleon unmittelbar zuarbeiteten, hatte auch er dessen Maxime verinnerlicht: „Ein Mann, den ich zum Minister mache, darf nach vier Jahren nicht mehr pissen können.“

Nach ihm, Caulaincourt, hatte Napoleon noch nie ausgeholt. Ein Klaps auf die Wange oder Zupfen am Ohr ließen indes ahnen, dass er gern weitergegangen wäre. Treue war ihm nicht genug; erst Unterwerfung, bedingungslose Unterwerfung machte Napoleon sicher und jener bezaubernden Großzügigkeit fähig, durch die er jemand vollends an sich band. Wollte er, Caulaincourt, kein zweiter Berthier werden, galt es daher, auf der Hut zu sein: vor Grobheiten wie vor ausgesuchten Liebenswürdigkeiten.

Leicht war das nie gewesen. Weder glaubte Caulaincourt, dass der bevorstehende Krieg notwendig, noch dass er zu gewinnen war. Gewarnt hatte er oft und sich von Napoleon vorhalten lassen müssen, dass er als Botschafter in St. Petersburg dem Charme des Zaren erlegen sei. Doch nun waren die Würfel gefallen. Um Zweifel an seiner Loyalität zu zerstreuen, würde er die sklavische Ergebenheit, die er dem Kaiser verweigerte, durch strengste Pflichterfüllung wettmachen müssen. Für eine Sache, an der er zweifelte, für einen Mann, dem er sich gleichwohl unvermindert verbunden fühlte ...

Als sie gegen ein Uhr aufbrachen, war es dank des Mondes am wolkenlosen Nachthimmel so hell, dass die Fackeln gelöscht werden konnten. Tagsüber war es drückend heiß gewesen, jetzt ließ die Hitze allmählich nach. Die wegen der vielen Sümpfe feuchte Luft überzog, selbst wenn man stillstand, die Haut mit einem klebrigen Belag.

Caulaincourt und Mouton, beide zu Pferd, flankierten den Wagen, in dem Napoleon mit Berthier saß. Dahinter ritten Roustam und ein Gardist, der die Mappe mit den Dokumenten verwahrte, auf die der Kaiser jederzeit Zugriff haben musste. Ihnen folgten die diensthabenden Adjutanten und Ordonnanzoffiziere sowie Pagen mit den Handpferden für die Insassen des Gefährts. Es war nicht die sechsspännige Kutsche, mit der Napoleon gewöhnlich reiste, sondern die Kalesche eines polnischen Landedelmannes. Die Bedeckung, zwei Dutzend Soldaten, ritt teils an der Spitze, teils am Ende des Zuges.

Nach einer knappen Stunde wurde der Vortrab langsamer. Napoleon richtete sich auf.

„Hier schon? Ich sehe nichts als Wald.“ Er wurde lauter: „General Haxo!“

Einer der Reiter preschte zurück und beugte sich zur Kalesche hinunter.

„Ich darf es erklären, Majestät. Der Weg wird von hier ab so schlecht, dass die Fahrgeräusche am anderen Ufer gehört werden könnten. Auch für den Fall, dass wir uns rasch entfernen müssten, sollten Sie besser beritten sein.“

Napoleon nickte. Noch bevor sein Fuß die Erde berührte, ertönte ein Kommando. Vier Mann der Eskorte saßen ab, pflanzten die Bajonette auf ihre Karabiner und bildeten um die Kutsche ein Quadrat. Die Pagen mit den Handpferden trafen ebenfalls ein.

„Noch eine Bemerkung, Sire.“ Haxo hüstelte. „Aus den genannten Gründen halte ich es für ratsam, dass wir im Schritt

reiten. Auch wenn es nicht so scheint: Bis zum Fluss sind es weniger als fünfhundert Toisen. Und bei der feuchten Luft ist jeder Laut – “

„Gibt es Grund zur Annahme, dass uns jemand erwartet?“ unterbrach ihn der Kaiser.

„Um diese Stunde kaum, Sire. Doch man weiß nie. Bauern wollen auf russischer Seite mitunter eine Kosakenpatrouille gesehen haben. Sie reiten auf und ab, schießen in die Luft und lassen sich dann Monate lang nicht mehr blicken. Zuweilen“, beantwortete er die Frage in Napoleons Gesicht, „sollen sie auch schon am Ufer übernachtet haben.“

„Meinethalben, bewegen wir uns auf Zehenspitzen.“ Stirnrunzelnd drehte sich der Kaiser um. „Und Sie? Möchten Sie sich uns nicht anschließen?“

Berthier, der im Schein eines Windlichts in irgendwelchen Papieren las, seufzte und machte Anstalten, sich zu erheben. Napoleon drückte ihn in den Sitz zurück.

„Wo wollen Sie hin? Sie und Roustam halten hier die Stellung. Und hören Sie auf“, er gab ihm einen Klaps auf die Finger, „an den Nägeln zu kauen!“

Erneut seufzend, diesmal vor Erleichterung, zog sich Berthier ins Wageninnere zurück.

„Mouton, Haxo und Sie kommen mit mir“, wandte sich der Kaiser an Caulaincourt. „Suchen Sie Leute aus, die uns begleiten.“

Der Herzog winkte zwei Korporale heran und befahl ihnen, Napoleons ständige Eskorte vorübergehend zu verstärken.

„Nehmt frisches Zündpulver, schraubt scharfe Steine auf!“ fügte er, lauter als notwendig, hinzu. „Sagt es auch den anderen. Und beeilt euch, in zwei Stunden wird es hell! Sie kennen den Weg“, wandte er sich an Haxo. „Ist mit Überraschungen zu rechnen?“

„Unebenheiten ja, doch weder Löcher noch entwurzelte Bäume. Nicht einmal Dornenranken. Vorsichtshalber begeben Sie sich mit Faure und Mounier nach vorn.“

„Bestimmen Sie noch den Offizier, der während unserer Abwesenheit hier das Kommando hat. Der Herzog ist, wie wir sehen, beschäftigt.“

„Schon geschehen, Exzellenz.“

Aus den Augenwinkeln kontrollierte Caulaincourt die Miene des Kaisers, konnte aber wegen des Schattens, den die Hutkrempe warf, nichts erkennen. Der Korse gab sich nicht nur furchtlos, er war es, was jedoch nicht hieß, dass ihm sein Schutz gleichgültig war. Etliche Attentatsversuche hatten ihm gezeigt, dass er nicht unverwundbar war, und ihn gegenüber lästigen Sicherheitsvorkehrungen mehr als bloß nachsichtig gemacht.

Als sie kurz darauf anritten, war Haxos Bitte um eine langsame Gangart vergessen. Napoleon selbst legte einen scharfen Trab vor. Es war das Gelände, das sie schließlich zwang, die Pferde in Schritt fallen zu lassen. Das Gewirr aus getrockneten Tritt- und Radspuren verlor sich im Unterholz, von einem Weg konnte keine Rede mehr sein.

„Wie weit noch?“ wandte sich Napoleon an Haxo.

„Sehen Sie die beiden Erhebungen, Majestät?“

„Nein, sehe ich nicht. Kann ja kaum bis zu den Ohren meines Gauls gucken.“

„Wo es so scheint, als sei der Wald undurchdringlich, geht es leicht bergan. Etwa in der Mitte verläuft eine Senke. Haben wir die passiert, blicken wir auf die Memel.“

Wenig später lichtete sich der Wald. Zwischen den Stämmen glitzerte es, dann lag er vor ihnen: der Njemen, wie Polen und Russen die Memel nannten. Sie unter das Gezweig duckend, ritten sie weiter, auf einen Schwemmsandsporn zu, der sich ihnen durch den morastigen Saum des Flusses entgegenstreckte.

Ein paar Schritte vor dem Uferrand brachte Napoleon seinen Hengst zum Stehen. Er spähte stromauf- und -abwärts, schien zu überlegen und unterzog, sich im Sattel aufrichtend, die Umgebung einer erneuten Betrachtung. Saß sogar ab, trat vor und schirmte, als blende ihn das Mondlicht, seine Augen mit der Hand ab. Es war so still, dass man neben dem Prusten der Pferde in der Ferne das Schlagen einer Nachtigall hören konnte.

Während Napoleon tat, als sei er dabei, sich die Landschaft einzuprägen, zählte er die Minuten. Offiziere der Abteilung III des Großen Generalstabs, *Büro der Bewegungen* genannt, waren in den Tagen zuvor ausgeschwärmt, um fast 2000 Toisen Memelufer zu rekognoszieren. Aus den gut hundert, mit Kommentaren versehenen Skizzen, die sie mitbrachten, ging deutlich genug hervor, wo der Fluss am vorteilhaftesten zu forcieren war. Das zu erkennen bedurfte es keines Napoleons. Dennoch würden in wenigen Stunden alle Kommandeure den Soldaten verkünden, der Kaiser höchstselbst habe, seine Nachtruhe dringend, herausgefunden, welche Stelle sich für den Übergang empfahl.

Wie es sich tatsächlich verhielt, wusste nicht nur Berthier, der die entsprechenden Befehle signiert hatte, weswegen ihm die Teilnahme an dieser Komödie erspart werden konnte. Mouton, Caulaincourt und Haxo, die mit ehrfürchtigen Mienen die „Entscheidung“ erwarteten, waren ebenfalls im Bilde. Und auch er, Napoleon, spielte mit: Ein Meister, der die Arbeit der Gesellen mit einem letzten symbolischen Axtschlag krönte.

Er senkte den Kopf, hob ihn ruckartig und atmete durch. Dann drehte er sich um.

„Hier, meine ich, sollte es sein. Die Hügelreihe beiderseits des Punktes, an dem wir uns befinden, erlaubt einen gedeckten Aufmarsch von nahezu beliebiger Breite. Das terrassenartige Gefälle an ihrer Ostseite dürfte auch der schweren Artillerie kei-

ne Schwierigkeiten bereiten. Die waldarme Ebene am russischen Ufer ist gut einzusehen, aber, sollte es der Feind darauf anlegen, kaum zu verteidigen. Ich sehe, um es kurz zu machen, eine Gegend, die sich einem Eroberer förmlich an den Hals wirft. Zieren wir uns also nicht länger.“ Er hielt inne. „Spätestens morgen werden die Memel drei neue Brücken schmücken. Mit der alten bei Kowno müsste das reichen. Oder was meinen Sie?“

„Unstreitig, Majestät“, meldete sich Mouton zu Wort. „Obwohl, wenn es nach den Männern ginge, könnten es gut und gern zehn sein. Sie streiten sich jetzt schon, wer seinen Fuß zuerst auf russischen Boden setzen darf.“

Napoleon nickte flüchtig und zeigte dabei auf Caulaincourt. „Und Sie, alter Schwarzseher? Sie finden doch immer ein Haar in der Suppe. Was ist es diesmal?“

„Bedaure, Sire, aber ich muss Sie enttäuschen“, kam es aus dem Hintergrund. „Vom Brückenbau verstehe ich so wenig wie von der Alchemie.“

„Sie weichen aus, mein Lieber!“ Napoleon gab sich keine Mühe, seinen Argwohn zu verbergen. „Dabei wünsche ich geradezu, dass Sie Ihre Zweifel mit mir teilen. Hab mich nun einmal an Ihr Frondieren gewöhnt.“

„Eure Majestät wissen, dass Ihre Wünsche für mich Befehle sind. Mit einem Haar kann ich dennoch nicht dienen.“

„Womit dann?“

„Nennen wir es: ein Bild.“

„Ich höre.“

„Als Majestät darlegten, warum dieser Flecken Erde für unsere Absichten wie geschaffen ist, uns gleichsam anfleht, seine Vorzüge durch eine Invasion zu würdigen, kam mir der Gedanke, dass eine Maus von dem verführerisch duftenden Stückchen Speck auf dem Holzbrett vor ihrer Nase vermutlich ähnlich an-

getan wäre. Dafür, dass sich kein edleres Tier meiner Phantasie bemächtigte, bitte ich untertänigst um Vergebung.“

Auf Napoleons Gesicht legte sich ein Schatten. Schallend lachte er ihn weg.

„Hab ich es nicht gesagt? Mein Großstallmeister, wie ich ihn kenne. Ein Haar ist ihm nicht genug – ein Büschel muss es sein!“

Kopfschüttelnd trat er an sein Pferd. Als er von dem Gardisten, der es hielt, den Zügel übernahm, ertönte ein Laut von ungewöhnlicher Stärke, ein dumpfes, zugleich klangvolles „Ühprump!“, das selbst die Nachtigall für einen Moment verstummen und den an Gefechtslärm gewöhnten Hengst scheuen ließ. Der Kaiser, den Fuß im Bügel, strauchelte, war aber sofort wieder auf den Beinen und Sekunden später auch im Sattel.

„Was mag das sein?“ fragte er, als sich, nachdem sie ein Stück geritten waren, der Ruf wiederholte. „Mouton?“

„Höre dieses seltsame Grunzen zum ersten Mal, Sire“, entgegnete der Generaladjutant bedrückt. „Es klingt, als ob jemand auf einem stark verschmutzten Horn übt.“

„Haxo? ... Sie zucken mit den Schultern. Dann Sie, Caulaincourt. Aber nichts von *schlechtem Omen* oder dergleichen, wenn ich bitten darf!“

„Wäre ich abergläubisch, würde ich meinen: ein Geist“, sagte der Großstallmeister trocken. „Da ich es nicht bin, muss ich Eurer Majestät die Antwort schuldig bleiben.“

„Kein Geist!“ warf jemand halblaut ein.

„Wer war das?“ fragte Napoleon scharf.

Faure und Mounier, die seit dem Vorfall wieder an der Spitze ritten, hatten miteinander getuschelt, einmal sogar gedämpft gelacht. Jetzt wendete Mounier sein Pferd und wartete mit gesenktem Kopf, bis der Kaiser bei ihm war.

„Ich, Majestät“, sagte er kleinlaut. „Bitte um Verzeihung, dass ich ungefragt –“

„Absolution erteilt, mein Sohn! Also kein Geist! Sondern?“

„Eine Rohrdommel, Majestät, ein Wasservogel. Man nennt sie auch Moorochs.“

„Wasservogel?“ Napoleon wiegte den Kopf. „Sonderbar. Ist mir noch nie vors Gewehr geflogen. Dabei glaubte ich, es gibt nichts, was vor meinen Schießkünsten sicher ist.“

„Das ist keineswegs sonderbar“, widersprach Mounier mutiger werdend. „Sie verstecken sich im Schilf, daher kriegt man sie selten zu Gesicht. Außerdem ist sie kein Wild für den Tisch der Vornehmen. Bei unsereinem ist das was anderes. Achtzehnhundertzwei, als die große Hungersnot war und wir sogar Aas aßen, erwischte ich eine, die ihre Brut nicht im Stich lassen wollte. Ein Festmahl! Als ich sie rufen hörte, lief mir gleich wieder das Wasser im Mund –“

„Genug, Freund, wir haben dich verstanden“, unterbrach ihn Mouton und drängte sich mit seinem Pferd zwischen Korporal und Kaiser. „Du hast unserer Unwissenheit aufgeholfen, dafür sei bedankt. Widme dich jetzt wieder der Aufgabe, deretwegen man dich in dieses Kommando berief.“







# ERSTER TEIL

Mein Kaiser hat gesiegt, wo es Wunder war zu siegen.  
Jetzt würde es ein Wunder sein, wenn er nicht siegte.  
*Marschall Louis-Nicolas Davoût*

1.

Die Armee, die sich am 24. Juni 1812 über die Grenze zu Russland wälzte, schien von den Strapazen eines langen Feldzugs gezeichnet. Dabei hatte sie noch gar nicht im Kampf gestanden. Noch hatte sie keinem Schuss ausweichen, keinen Stich oder Hieb parieren müssen, da wurde bereits gestorben. Oder, was die Pferde betraf, krepitiert.

Gelegen kam Napoleon dieser Krieg nicht. Doch als Russland aus der Kontinentalsperre gegen England ausscherte, wurde er unvermeidlich. Der Würgegriff um den Handel der Briten sollte die Insel in die Knie zwingen. Wer ihm da in den Arm fiel,

wurde zum Feind, selbst, wenn dem Zaren die Not der heimischen Wirtschaft kaum eine Wahl ließ.

Vielleicht hofften die Russen, dass er ihnen bis zur Wolga nachlief. In diese Falle würde er natürlich nicht tappen, sondern ihre unterlegenen Heere rasch besiegen. Bat Zar Alexander dann um Frieden, würde ihm großmütig verziehen und das alte Bündnis, nun unter härteren Bedingungen, erneuert werden. Weil das Kriegsziel darin und nicht in Eroberungen bestand, war es so wichtig, den Gegner bald zu schlagen.

Das freilich hatte Konsequenzen. Die Siege, die ihn, Napoleon, zum Herrn Europas gemacht hatten, erfocht eine Armee, die ihrer Beweglichkeit zuliebe am Tross sparte. Was sie brauchte, entnahm sie dem Land, durch das sie zog. Die dünnbesiedelten, von sumpfigen Wäldern bedeckten Provinzen Westrusslands indes vermochten schwerlich eine halbe Million Soldaten und fast zweihunderttausend Pferde zu ernähren. Damit sich das Heer auf der Suche nach Proviant und Futter nicht auflöste, musste – auch auf Kosten der Marschgeschwindigkeit – für Nachschub gesorgt sein.

Während die voranstürmenden Truppen aus den grenznahen Magazinen mit Brot und Zwieback beliefert wurden, sollten ihnen deshalb als mobile Fleischdepots Ochsenherden folgen. Begann der Feldzug erst, wenn das Gras hoch genug stand, würde man zudem an Fuhrwerken für die Fourage sparen können.

Erfüllt hatte sich diese Hoffnung bisher nicht. Die schweren Wagen waren für den sandigen Boden ungeeignet, die hölzernen Fahrzeuge der Einheimischen wiederum zerbrachen, wenn man sie überlud. So kam es, dass schon in Polen requiriert werden musste und, wo es an Strenge fehlte, geplündert wurde. Als man sich Anfang Juni gezwungen sah, den Pferden Grünfutter zu geben, traten, da es oft regnete, Koliken auf. Tausende gingen an

nassem Korn zugrunde, und alle fünfzig Toisen blieb ein Kadaver zurück.

Jenseits der Memel folgte auf Wolkenbrüche drückende Hitze, das Marschieren wurde zur Tortur. Brunnen waren in der menschenarmen Gegend selten, und da das Wasser der Moorbäche nicht einmal die Pferde sofften, trank man aus Pfützen. Ruhr ließ den Krankenstand hochschnellen; an manchen Tagen meldeten die Korps Abgänge in Bataillonsstärke. Der Nachschub hielt mit den Eilmärschen der Kampftruppen nicht Schritt. Auch das Schlachtvieh litt. Es fehlte an allem, selbst Dachstroh zum Verfüttern wurde rar.

Notgedrungen versuchte die Armee, sich selbst zu versorgen. Doch was geflüchtete Bauern und russisches Militär nicht mitgeschleppt hatten, eignete sich der Vortrab an; dem Haupttheer blieb dann wenig mehr als nichts. Und das wollte erst gefunden werden! Ohne brauchbare Karten, in einem Gebiet, das keine Wegweiser kannte, mussten sich die Beschaffungskommandos auf der Suche nach einem Ort, der noch nicht geplündert war, buchstäblich in die Büsche schlagen.

Die Zahl der Deserteure stieg noch dann, als der Anblick verstümmelter Leichen zeigte, was riskierte, wer sich vom Heer entfernte. Immer öfter kam es zu Selbstmorden. Der junge Leutnant, der sich, den Strapazen nicht mehr gewachsen, ein Bajonett in die Brust stieß; die vier Soldaten, die sich wie auf Verabredung in einem Gebüsch erschossen; der Trainmajor, der sich während der Rasur plötzlich die Klinge über den Hals zog; der Unteroffizier, der anlässlich des Saluts zum Geburtstag seines Kommandeurs die Waffe gegen sich richtete, sie alle ließen eine Botschaft zurück. Das Maß ist voll, lautete sie.

Zuweilen schien es Napoleon, als habe er des Guten zuviel getan. Wäre er den Russen nicht mit einer derartigen Übermacht entgegengetreten, hätten sie vielleicht längst ein Kräftemessen

riskiert. Andererseits – auch so kam er jenem Ziel näher, über das er gern nur in Andeutungen sprach: wenn Russland die Waffen streckte, nach Indien weiterzuziehen, um den britischen Löwen an einer seiner empfindlichsten Stellen zu treffen.

In Litauens Urwäldern davon zu träumen, war bizarr und trotzdem nützlich, wurde der Vormarsch doch so zur Fahrt ins Morgenland. Ohne sich festzulegen, sorgte er deshalb dafür, dass sein Vorhaben in der Armee als Gerücht kursierte, das abwechselnd dementiert und genährt wurde. Indem es die Phantasie der Soldaten beschäftigte, lenkte es die Gedanken von der bedrückenden Gegenwart hin zu den Ufern des Ganges.

Wochen nach der Überquerung der Memel hatte die Armee mehr als hunderttausend Mann und ein Drittel der Pferde verloren; mussten wegen fehlender Bespannung Pulverwagen und Geschütze zurückgelassen werden; gestand sich der Kaiser ein, Land erobert zu haben, das ihm gestohlen bleiben konnte. Stets war es das Geheimnis seiner Erfolge gewesen, ohne Rücksicht auf Tross und Marschsicherung die an zaghafte Taktieren gewöhnten Gegner zu überrumpeln. Wieso gelang es diesmal nicht?

Dann endlich Smolensk! Hier, hoffte Napoleon, würde sich sein scheuer Feind ermannen; undenkbar, dass er diese urrussische Stadt preisgab. Schlug er ihn, würde er haltmachen und auf Alexanders Friedensvorschläge warten. Tatsächlich lieferten die Russen nur ein Rückzugsgefecht, das es freilich in sich hatte. Als es nach drei Tagen endete, war Smolensk ein Asche- und Leichenhaufen, vor dem auch die Eroberer flohen.

Wieder ging es in Eilmärschen voran, wieder mussten Proviant und Fourage aus dem Land herausgepresst werden, zeigte es sich, dass ein Heer, dass seine Versorgungslinien überdehnte, auf Dauer nicht schneller war als eines, das sich dem schwerfälligen Tross anpasste. Kranke und Erschöpfte hinter sich lassend, schleppten sie sich weiter. Wer fiel, verschwand wie die

Tierkadaver unter Schwärmen von Fliegen. Diejenigen aber, die durchhielten, folgten ihrem Stern: jener alles entscheidenden Schlacht, die ihnen die Tore der Hauptstadt öffnen und jeglichen Leiden ein Ende machen würde.

Anfang September war es soweit. Früher als sonst wurde Halt befohlen, bei einem Flecken, der, mehr Heide als Wald, den Russen angeblich als heilig galt. Karten, die man erbeutet hatte, war zu entnehmen, dass es sogar Dörfer gab, Nester mit Namen wie Utiza, Semjonowskoje oder Borodino. Doch die interessierten niemanden. Was zählte, war, dass man sich nur noch wenige Tagesmärsche vor Moskau befand.

2.

Pakosz schaute noch einmal auf und ließ den Blick wandern: vom Wald rechterhand über die Anhöhen gegenüber bis zu dem Gehölz, das die Sicht nach Nordosten verstellte, und wieder zurück. „Feierabend“, sagte er, nickte der Eidechse zu, die ihn von einem Stein aus zu beäugen schien, und verstaute Fernrohr sowie Zeichenzeug in der Tasche.

Er durfte zufrieden sein. Das Gelände, auf dem sich das Unfassbare abspielen sollte, war auf Skizzen gebannt, von denen er einige kolorieren würde. Auf der Suche nach den besten Perspektiven hatte er Hügel erklommen, sich an Schluchtenhängen die Kleidung zerrissen und im Geröll eines trocken liegenden Flüsschens den Fuß verstaucht. Einmal ertönte ein Schuss, worauf zwanzig Schritt vor ihm eine Vollkugel aufgeschlagen und hüpfend weitergesaust war. Sein Schimmel hatte es sich danach gefallen lassen müssen, dass er ihn mit der rötlichen Erde beschmierte, die hier reichlich herumlag.

Der Vorfall passte nicht zu dem friedvollen Bild, das sich dem Betrachter hier wie drüben bot. Soldaten führten Pferde zur

Tränke, schanzten noch oder kochten bereits ab. Dabei hatte die Armee erst gestern, nach härtesten, bis in die Nacht dauernden Kämpfen eine vorgelagerte Befestigung erobert. Pakosz hatte sie am Morgen besichtigt und sich inmitten von Leichen und zertrümmertem Gerät an die Arbeit gemacht. Sogar einen Haufen amputierter Gliedmaßen hatte er zu zeichnen begonnen, aus einer rätselhaften Scheu heraus aber wieder aufgehört. Beendet hatte er das Gesicht eines jungen Italieners, der beim Sturm auf die Redoute gefallen war. Der obere Teil des Schädels fehlte, die Schnittstelle war so glatt und ebenmäßig, als sei er abgesägt worden. Verletzungen wie diese, erfuhr er, entstünden, wenn Kanonenkugeln aus nächster Nähe trafen.

Hinter ihm gab es ein Geräusch. Einer der Trainsoldaten, mit denen er gereist war, arbeitete sich durchs Gebüsch.

„Sie haben vielleicht Nerven, Herr Pakosz“, sagte er, als er bei ihm war. „Sitzen hier und malen, als ob es Dresden wäre. Haben Sie noch nicht genug?“

„Warum sollte ich?“ Pakosz lächelte. „Dass der Blitz nie zweimal in den selben Baum schlägt, dürfte vermutlich auch in Russland gelten.“

„Falls Sie auf das Schüsschen vom Vormittag anspielen: Das war kein Blitz, allenfalls Wetterleuchten“, erwiderte der andere schlagfertig. „Und dass Sie Ihrem Gaul einen Anstrich verpasst haben, macht ihn nicht unsichtbar. So weit, wie Sie sich vorgewagt haben, würde es mich, wäre ich russischer Kanonier, ebenfalls in den Fingern jucken.“

„Wie du siehst“, Pakosz zeigte auf seinen mit Farbtupfern übersäten Kittel, „habe ich mich getarnt. Und mein Schlachtross grast in einer Mulde. Übrigens male ich nicht, ich zeichne. Wirst du dir das gelegentlich merken?“

Der Soldat zuckte mit den Schultern. „Sie sind da“, sagte er übergangslos.



„Wer?“ Pakosz fuhr auf. „Meinst du – ?“

„Jetzt ist er beim Divisionär, danach empfängt ihn der Korpskommandeur. Sobald in seinem Zelt Licht brennt, sollen Sie kommen. Er hat schon nach Ihnen gefragt.“

„Wo finde ich es?“

„Ich zeige es Ihnen.“ Und als Pakosz zögerte: „Wenn, muss es jetzt sein. Bin nachts zum Backen eingeteilt, da brauche ich vorher eine Mütze Schlaf.“

Pakosz nickte. In einem Lager von mehr als hunderttausend Männern nach einem bestimmten Zelt zu suchen, war selbst dann ein mühseliges Geschäft, wenn es sich um das eines Generals handelte ... Er pffte nach dem Hengst. „Gehen wir, mein Freund!“

Den Drang, die sichtbare Welt zu verdoppeln, kannte schon das Kind. Es hatte modelliert, gezeichnet, geschnitzt und in der Backstube aus Teig Figuren geformt, die der Vater nicht ohne Stolz den Kunden anpries. Damit war Schluss, als es davon sprach, einmal ein berühmter Künstler werden zu wollen. Fortan durfte Teig nur noch geknetet, Papier nur noch beschrieben, Holz nur noch gespaltet werden. Mit dem frühen Tod des Vaters starb auch die Hoffnung, jemals eine Zeichenschule besuchen zu können.

Den Ausweg wies ein Soldat, der vor dem Kadettenhaus Wache hielt. Posten waren für das angehende Malgenie ideale Opfer, weniger der schmucken Uniformen wegen, sondern weil sie nicht weglaufen konnten. Dieser wurde, als Pakosz den Skizzenblock zuklappte, gerade abgelöst und wollte das fertige Werk daraufhin sehen. Die Begeisterung des schlichten Burschen beim Anblick der Zeichnung hatte Pakosz so wenig vergessen wie den Klang der Scheidemünzen, die als Kaufpreis in seine Rocktasche rieselten.

Auf Miniaturporträts aus Papier, die man gerahmt am Hals trug, folgten zehn Zoll große Bildnisse: So hatte es angefangen. Familien wollten sich im Sonntagsstaat, Offiziere mit ihren Pferden, Handwerker samt Hund und Käfigvogel, Bauern neben ihrem Zuchteber und Bürgerstöchter mit dem Kätzchen verewigt sehen. Und sie zahlten sofort, so dass er der Mutter nicht mehr auf der Tasche liegen musste. Um sich zu vervollkommen, erwirkte er die Erlaubnis, in der Königlichen Gemäldegalerie kopieren zu dürfen.

Eines Tages, das Jahr war noch jung, beugte sich ein stattlicher Mann mittleren Alters über seine Staffelei, räusperte sich und trat wieder zurück.

„Verzeihen Sie, mein Herr“, sagte er, „ich hoffe doch, ich falle Ihnen nicht lästig.“

Pakosz versicherte, dass es keineswegs an dem sei; da er oft im Freien arbeite, sei er es gewöhnt, von Schaulustigen umringt zu sein.

„Wie ich sehe, haben Sie Ihr Portefeuille mit. Erlauben Sie, dass ich darin blättere?“

Das erlaubte Pakosz nur zu gern; die Hoffnung, ein Kunsthändler möge seinen Weg kreuzen oder ihn in der Galerie abpassen, ließ ihn ja die schwere Mappe mit sich herumschleppen. Einem Händler ähnelte dieser freilich nicht. Seiner energischen, Durchsetzungswille verratenden Art zu reden fehlte die Geschmeidigkeit des Kaufmanns.

„Stammen alle Bilder von Ihnen?“

„Gewiss.“

„Auch die, die eine italienische Signatur tragen?“

„Anfangs schien es mir nützlich zu sein“, entgegnete Pakosz errötend, „doch kam ich bald davon ab. Sie müssen wissen, dass ich mir das Malen selbst beigebracht habe.“

Aus den Augenwinkeln kontrollierte er, ob sich der Fremde über ihn lustig machte, konnte aber nichts Verdächtiges entdecken.

„Dafür verdienen Sie Anerkennung“, sagte der andere. „Pferde scheinen nicht zu den von Ihnen präferierten Motiven zu gehören“, fügte er bedauernd hinzu.

„Im Gegenteil! Doch da es sich meist um Auftragsarbeiten handelt –“

„– sind sie nicht mehr in Ihrem Besitz“, fiel ihm der Fremde ins Wort. „Sie sagten ‚meist‘, also könnte es sein, dass Ihnen einige blieben. Lassen Sie sie mich, wenn es beliebt, bei Gelegenheit sehen ... Nein, Kunsthändler bin ich nicht, auch kein Mäcenat“, fügte er mit einem kleinen Lachen hinzu. „Für heute mag das genügen.“

Dann vielleicht ein Kunde, dachte Pakosz. Bald ging er ebenfalls. Als er zur Aufsicht kam, einem Invaliden, der seinen Stuhl gewöhnlich so stellte, dass man sich an ihm vorbeizwängen musste, machte ihm der Mann beflissen Platz. Von ihm erfuhr Pakosz, dass er mit dem General Thielmann gesprochen hatte, wohnhaft am Alten Markt.

Zehn Tage später begegneten sie sich wieder.

„Was haben Sie so lange getrieben?“ überfiel ihn der General. „Hier sagte man mir, dass Sie mittlerweile fast zur Einrichtung gehörten. Waren Sie krank?“

„Gott bewahre, nein! Ich habe mich an Pferdeporträts versucht.“

„Sie haben sie mit? Lassen Sie sehen!“

Pakosz kramte in seiner Tasche und holte zwei Mappen sowie eine Rolle hervor.

„Dies sind die Zeichnungen, dies die Aquarelle. Der Rappe in Öl ist schon älter.“

Mit ausdrucksloser Miene betrachtete Thielmann die Bilder, keineswegs hastig, doch auch nicht, indem er bei einzelnen verweilte. Als er fertig war, sagte er:

„Was ich sah, scheint mir recht ordentlich zu sein. An den Werken jüngerer Datums fällt mir eine nahezu exzessive Detailverliebtheit auf. Sollte es je einen Preis für das bestgemalte Rosshaar geben, dürften Sie gute Aussichten haben, ihn zu gewinnen.“

„Es sind meine Auftraggeber, die ein exaktes Abbild ihres Lieblingspferdes fordern“, verteidigte sich Pakosz. „Es dauerte einige Zeit, bis ich begriff, dass sie nichts dagegen haben, wenn ich das gute Tier imposanter male, als es in Wirklichkeit ist.“

„Das glaube ich Ihnen aufs Wort!“ Thielmann lachte. „Übrigens haben Sie mich missverstanden. Nichts gegen das Vorrecht der Kunst zu idealisieren, doch stelle ich immer wieder fest, dass damit oft Missbrauch getrieben wird. Da ist es zuweilen ein Labsal, wenn einer nur die Natur nachahmen und nicht in allem, was er auf Leinwand bannt, *die Idee* zum Ausdruck bringen will ... Apropos nachahmen: Könnten Sie sich vorstellen, Ihr Talent auch an Uniformen und militärischem Gerät auszuprobieren?“

„Uniformen? Es gab eine Zeit, da war in Dresden kein Wachtposten vor mir sicher.“

„Weil sie Modell stehen müssen, auch wenn sie nicht dafür bezahlt werden?“ Thielmann lachte abermals. „Wie ich sehe, wissen Sie sich zu helfen.“ Er wurde wieder ernst. „Gestatten Sie eine indiskrete Frage: Sind Sie gebunden?“

„Exzellenz meinen: verhelicht?“

„Auch.“

„Oh nein! Wie könnte ich damit“, vage Geste zur Tasche, „eine Familie ernähren?“

„Also wartet niemand auf Sie?“

„Meine Mutter.“

„Nur sie?“

„Die Schwestern sind unter der Haube.“

„Ist Ihre Frau Mutter versorgt?“

„Durch eine Leibrente, die sie der Fürsorge meines seligen Vaters verdankt.“

„Und wie alt sind Sie? Gewiss diesseits der Dreißig?“

„Exzellenz haben es erraten. In wenigen Wochen werde ich achtundzwanzig.“

„Mithin nicht mehr so jung, dass Sie nicht zuweilen an die Zukunft denken sollten.“

„Ich denke jeden Tag an die Zukunft“, erwiderte Pakosz belustigt.

„Mit welchem Resultat?“

„Ich bete, dass sie die Gegenwart übertrifft!“

„Könnte man auch sagen: Sie warten auf ein Wunder?“

„Nicht ganz. Ich arbeite dafür, dass eins eintritt – das träfe es.“

Der General musterte ihn überrascht.

„Ich bin nicht sicher“, sagte er, „ob, worauf ich hinauswill, das ist, was Sie sich erhoffen.“ Er schaute, die Hände auf dem Rücken verschränkt, zum Fenster hoch. „Sollte es nicht der Fall sein: Sagen Sie es frei heraus. Haben Sie mich verstanden?“

„Ja, Exzellenz.“

„Gut.“ Thielmann drehte sich wieder um. „Sie wissen, was ein Schlachtenmaler ist?“

„Selbstverständlich.“

„Könnten Sie sich in dieser Rolle vorstellen?“

Pakosz sah ihn entgeistert an, worauf ihn Thielmann an der Schulter berührte.

„Bemühen Sie sich nicht! Ich werde anders beginnen. Sie wissen, wer ich bin?“ Und als Pakosz nickte: „Dann wissen Sie auch, dass das, was Sie hören werden, nicht bloß dahergesagt ist. Es

wird Krieg geben, noch in diesem Jahr, und er wird meinesgleichen weit über die Grenzen Sachsens hinausführen. Kriege solchen Ausmaßes pflegen eine Flut von Briefsammlungen, Erinnerungen und Tagebüchern nach sich zu ziehen. In Ihrer Zunft, mein Herr, verhält es sich ein wenig anders. Gewiss, es gibt, und nicht zu knapp, Gemälde von Feldherren auf sich bäumenden Pferden, Armeen in funkelnden Rüstungen, Besiegten, die gesenkten Hauptes die Gnade des Siegers erlehen. Woran es hingegen fehlt, sind Bilder vom, sagen wir, Alltag des Krieges. Sollte ich Ausnahmen nennen müssen, fallen mir Callots Radierungen ein. Es mag weitere geben, die ich nicht kenne oder vergaß – stets werden es Ausnahmen sein. Denn die Kunst, dem Schönen und Erhabenen verpflichtet, wird beides schwerlich auf der Heerstraße oder im Biwak finden. Indem ich dies einräume, beklage ich es zugleich, ist es doch einer der Gründe, warum der Bürger vom Beruf des Soldaten häufig so falsche Vorstellungen hat.“

Er blickte zu Pakosz, als wolle er ihm Gelegenheit geben, etwas zu erwidern.

„Was ich Ihnen vorzuschlagen habe, ist dies: Begleiten Sie mich auf diesem Feldzug und malen oder zeichnen Sie, wozu Ihnen Herz und Verstand raten. Sie sind gänzlich frei. Sold kann ich Ihnen nicht zahlen, werde Sie aber an meinem Tisch beköstigen und mit einem Pferd ausstatten. Bei Bedarf werden Sie unsere Ärzte behandeln. Für Kleidung sorgen Sie selbst. Erwarten Sie von mir weder jetzt noch später Auskunft über die Dauer der Kampagne. Sollte Ihnen durch Ereignisse, die sich nicht vorhersehen lassen, Schaden entstehen, stellen Sie mich von jeglichen Ansprüchen frei. Im Falle, dass Ihnen etwas zustößt, würde Ihre Frau Mutter unterrichtet – mehr nicht. Auf Ihre Arbeiten habe ich nach der Heimkehr das Vorgriffsrecht. Die Höhe des Honorars liegt in meinem Ermessen. Woran

ich kein Interesse zeige, verbleibt in Ihrem Besitz. Haben Sie Fragen?“

Er hielt kurz inne und fuhr, als er Pakosz nur schlucken hörte, fort:

„Dies sind keine glänzenden Bedingungen, freilich auch keine, für die sich jemand schämen müsste: Ich nicht, der ich sie Ihnen biete, Sie nicht, sollten Sie zustimmen. Akzeptieren Sie, nehmen Sie neben Strapazen, von denen Sie vermutlich noch nichts ahnen, große und unbekannte Risiken auf sich. Andererseits öffnet sich Ihnen ein neues Schaffensgebiet, das Sie gegenüber Ihren Rivalen in Vorteil setzen könnte. Sofern wir uns nicht überwerfen, dürfen Sie im Übrigen darauf zählen, dass meine Verbindungen Ihnen auch später von Nutzen sein werden. Wägen Sie nun das Für und Wider.“

Wie betäubt war Pakosz nach Hause gelaufen. *Entdeckt* zu werden, war ein alter Traum von ihm: Er arbeitet von Kindern umringt am Elbufer; Menschen halten an, schauen ihm über die Schulter, äußern bewundernd, wie *ähnlich* doch sei, was gerade entstand. Alles ist wie sonst. Doch das scheint nur so. Denn auf einmal ist da dieser gutgekleidete Herr, der, ihn mit einem flüchtigen Blick streifend, vorüber eilt, jäh stockt, zögernd zurückkommt, sich hinter ihn stellt, nichts sagt, weitergeht, erneut kehrt macht, diesmal verweilt, sich irgendwann räuspert, etwas von einer *gewissen Nähe zu Canalettos Veduten* murmelt und scheinbar beiläufig fragt, ob er mehr sehen dürfe ...

Nun war er da, der Moment, obschon anders als erhofft. Zu gut entsann er sich der Tage im Herbst 1806, als die Schwerverwundeten der Jenaer Schlacht in Dresden eintrafen. An die tränennassen Gesichter gestandener Soldaten, wenn die Karren, auf denen man sie fuhr, vom groben Pflaster durchgerüttelt

wurden; die herzerreißenden Schreie derer, die hören mussten, dass der Sohn oder Ernährer auf dem Transport gestorben war; den Gestank verrottenden Verbandszeugs und die Nieder geschlagenheit, die alle befiel, als sich die Stadt in den kommenden Wochen mit Krüppeln zu füllen schien.

Das Wider wog schwer, das Für aber schwerer. Denn ließ er sich darauf ein, eroberte er sich ein Betätigungsfeld, das ihn in der Tat weit über seinesgleichen hinaushob. Außerdem gewann er einen Gönner, der ihm, falls er zu seinem Versprechen stand, vielleicht manchen Stein aus dem Weg räumte. So einer hatte ihm bislang gefehlt.

Blieb die Frage, warum die Wahl auf ihn gefallen war. Existenzen wie er waren in Dresden keine Seltenheit, und gewiss gab es nicht wenige, die auch schlechtere Bedingungen akzeptiert hätten. War also doch ein Haken dabei? Pakosz beschloss, das Angebot gründlich zu prüfen, konnte aber selbst nach angestrengtestem Grübeln nichts Verfängliches daran entdecken. Dann aber musste es wohl seine Malweise sein, die überzeugt hatte. Ein Quentchen Glück war sicherlich auch im Spiel ...

Als er dem General kurz darauf zusagte, erfuhr er endlich Näheres über den erwähnten Krieg. Nach Russland sollte es gehen, mit einem Heer, wie man noch keines gesehen habe, geführt vom besten Feldherrn, der der Welt seit Alexander und Cäsar erschienen sei. Thielmann hatte sich in Rage geredet. Als sich Pakosz von seiner Begeisterung nicht anstecken ließ, machte er aus seiner Verstimmung keinen Hehl.

„Bedeutet es Ihnen gar nichts, dabei zu sein, wenn dem Rad der Geschichte gleichsam in die Speichen gegriffen wird?“ Und da ihn Pakosz verwirrt ansah: „Sie ziehen ein Gesicht, als ob man Sie öfter zu Unternehmungen wie dieser bittet.“

„Exzellenz mögen bedenken, dass mir nie erlaubt war, über Angelegenheiten der Obrigkeit zu urteilen. Indem ich, Sohn



eines Bäckers, als Künstler gelten will, habe ich meinen Lebenskreis verlassen – zu weit, wie manche finden. Hätte ich, der ich keine höhere Schule besuchte, jemals den Wunsch geäußert, dem Rad der Geschichte in die Speichen zu greifen, wäre ich für närrisch gehalten worden.“

„Mag sein.“ Der Unmut auf Thielmanns Miene verflog. „Doch nichts muss bleiben wie es ist, zumal in Zeiten wie diesen. Ich will es Ihnen erklären ...“

Glaubte man ihm, war Napoleon nicht gerade Gottes rechte Hand, doch dessen wichtigstes Werkzeug, dazu berufen, Europa zu entrümpeln und einer neuen Ordnung zum Durchbruch zu verhelfen. Zu preisen sei er, jener Oktobertag des Jahres 1806, als der Kaiser die besiegten Sachsen nicht wie die Preußen bestrafte, sondern einlud, ihm bei seinen Plänen zu sekundieren. Nicht dass Sachsen vom Kurfürstentum zum Königreich aufstieg, sei in diesem Zusammenhang hervorzuheben, sondern dass es als Verbündeter Napoleons in der neuen Weltordnung einen herausragenden Platz beanspruchen dürfe. Dabei mitzutun, empfände er als Privileg. Ihm, Pakosz, rate er, sich diesen Standpunkt zu eigen zu machen. Wengleich er noch nicht alles verstehe, würde ihn das die Härten der kommenden Monate leichter ertragen lassen.

Mit angehaltenem Atem hatte Pakosz gelauscht. So hatte noch nie jemand zu ihm gesprochen. Wie sollte er darauf reagieren? Am sichersten, indem er eine Frage stellte ...

„Die neue Ordnung“, hob er an, bereit, beim kleinsten Anzeichen von Spott zu verstummen, „wie habe ich sie mir zu denken?“

Thielmann lächelte, doch keineswegs herabsetzend.

„So kurz Ihre Frage ist, lieber Freund, so lang wäre die Antwort, die sie verdient. Ich müsste über die alten Römer reden, über Kaiser Karl, den man den Großen nennt, und einen wei-

teren Karl, fünfter seines Namens, über Philosophen und Dichter, die unsere Zeitgenossen sind, und wenn ich es täte, hätten Sie statt einer Frage Dutzende auf dem Herzen. Darum will ich es bei zwei Sätzen bewenden lassen. Stellen Sie sich vor, wie es wäre, läge die Herrschaft über die zivilisierte Welt in der Hand eines einzigen, genialen Mannes. Universalmonarchie nennt man einen solchen Zustand, dem die Menschheit schon einmal nahe war und den sie wieder anstreben sollte. Wieviel kleinliches Gezänk entfiel, wieviel unnötiger Zwist könnte vermieden werden! Eine Kaste, die davon lebt, Streitigkeiten auszuräumen, die es ohne sie oft nicht gäbe – ich meine die Herrn Diplomaten –, könnte endlich einer nützlichen Beschäftigung zugeführt werden!“

„Und besagter Feldzug dient alldem?“

„Ist es mir doch gelungen, Ihre Neugier zu wecken?“ Thielmanns Gesicht hellte sich auf. „Nun, so einfach ist es nicht. Bevor der Kaiser diese Aufgabe in Angriff nehmen kann, muss er seine Macht unantastbar machen. Die Kriege, die er führt, bezwecken zunächst genau das. Erst wenn er allseits als Herrscher des Erdteils respektiert wird, darf er an die Neugestaltung Europas gehen. Bedenken Sie zudem –, doch für heute mag es genügen“, fiel er sich selbst ins Wort. „Es muss ja nicht alles an einem Tag sein.“

Als Thielmann Wochen später zur Armee abging, war Pakosz mit seinen Angelegenheiten noch im Rückstand. Die bevorstehende Trennung hatte die Mutter schwermütig werden lassen, weshalb er die Schwestern bat, öfter als bisher nach ihr zu sehen. Beide waren außerhalb Dresdens verheiratet; mit ihnen zu einer Übereinkunft zu gelangen, gestaltete sich schwieriger als erhofft. Bis er endlich, noch von Thielmann arrangiert, mit einem Begleittrupp der Feldpost aufbrach, wurde es Sommer.